



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Das Glück des Hauses Rottland : Roman. IX.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Rede ist und wo der Satz von der dreifachen Ehrfurcht aufgestellt wird, von der Ehrfurcht vor dem, was über uns, vor dem, was unter uns, vor dem, was in uns ist, läßt Goethe in einer dreifachen Gebärde die Schüler ihr religiöses Bekenntnis ausdrücken, also nicht in Worten! Es ist bezeichnend für Goethes Stellung zur Religion, daß er darauf hinweist, dies Bekenntnis der Gebärde werde bereits von einem großen Teil der Welt, wenn auch unbewußt, ausgedrückt, nämlich im Credo, im apostolischen Glaubensbekenntnis.

Wilhelm Meister kann uns zeigen, das Gute auch in anderen kirchlichen Konfessionen zu finden. Wie sehr kann er deshalb im Interesse des konfessionellen Friedens dienen! Die Gestalt des Abbé ist doch sympathisch genug, selbst einem überzeugten Lutheraner, und es ist, man beobachte das wohl, nicht eine Laune des Goetheschen Genius, daß er gelegentlich diesen Abbé mit einem lutherischen Landgeistlichen vergleichen und verwechseln läßt. Es soll einer Vermengung und Vermischung der religiösen Gestaltungen durchaus nicht das Wort geredet werden. Und man kann ganz auf dem Boden der Konkordienformel stehen, deren Grundstimmung bei aller Schärfe des Ausdrucks das Schiedlich—Friedlich ist. Aber man kann und soll doch eine Form der religiösen Lebensäußerungen zu erreichen suchen, auf deren Grund ein friedlicher Verkehr möglich ist.

Religiöser und sozialer Friede — ist das eine Utopie? Wäre das der Fall und wir stimmten dieser Meinung zu, dann würden wir den Bankerott jeder menschlichen Gemeinschaft angeben können. Es wird aber höchste Zeit, daß wir uns einmal wieder besinnen auf die einfachsten Lebensbedingungen und auf eine möglichst vereinfachte soziale und religiöse Kultur, wie sie uns Goethe in seinem Wilhelm Meister darstellt.



Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

IX.

„Liebe Mergé,“ sagte Frau v. Ödinghoven zu ihrer jungen Schwägerin, „ich habe die observation gemacht, daß du mit den Mägden immer einen langen discours hältst, anstatt ihnen mit kurzen Worten deine ordres zu erteilen. Man soll mit den Domestiken keine familiarité haben, denn dann werden sie indolent und negligieren ihre obligation. Du darfst mir das nicht en mal nehmen, aber ich kann es nicht mit ansehen, wie du dich um allen respect bringst.“

„Und dann noch eins, liebe Mergé,“ setzte die Priorin hinzu, „ein christliches Eheweib soll ihrem Herrn nicht immer replizieren, sondern seine Gebote ohne

réplique und mit complaisance erfüllen, als ob sie von Gott selber kämen. Das aber muß dir um so leichter fallen, als du unserem Bruder doch zur allergrößten reconnaissance obligiert bist.“

Die beiden alten Damen brachten solche Ermahnungen immer in einem so milden und herzlichen Tone und mit so wohlwollendem Ausdruck vor, daß die gutmütige Mergel sich stets beschämt fühlte und kein Wort des Widerspruches wagte, obgleich sich ihre Natur oft gegen die unausgesetzte Bevormundung auflehnte.

Mit ihrem Manne kam sie weit besser aus. Er behandelte sie mit liebevoller Rücksicht und Geduld, und wenn er sich wirklich einmal genötigt sah, ihr ein wenig den Kopf zurechtzusetzen, so tat er es mit einer Art von heiterer Grobheit, die ihrer eigenen Derbheit weit mehr entsprach, und die trotz alles Polterns nichts Verlegendes an sich hatte. Die Schwägerinnen dagegen sparten sich ihre Strafreden und Belehrungen immer bis zu einem geeigneten Zeitpunkt auf und bemühten sich gar zu deutlich, die Pillen, die sie ihr dann verabreichten, zu überzuckern. In der Zwischenzeit aber wandelten sie mit Mienen umher, die zugleich Gefränktheit, Ergebung und Rücksicht verrieten.

Zielen die Predigten über vornehme Zurückhaltung, Standesverpflichtungen und Gehorsam gar zu lang aus, so verschwand die junge Frau unter irgendeinem Vorwande aus dem Zimmer und protestierte draußen auf der Diele gegen alle guten Lehren durch lauten Gesang und ein stark herausforderndes Schütteln ihres Schlüsselbundes. Gelang es ihr auch hierdurch nicht, ihre Gelassenheit wiederzugewinnen, so eilte sie in den Stall, warf sich zu ihren Kühen auf die Streu oder hing sich an den Hals der geliebten Schecke. Dann geschah es zuweilen, daß sie die Entdeckung machte, man habe dem Vieh den Klee viel zu naß in die Strippen geschüttet, und die Magd, mit der sie vielleicht noch eine Stunde zuvor gescherzt und gelacht hatte, bekam sehr böse Worte zu hören. Nachher reute Mergel ihr Zorn jedoch, und sie schlich sich ins Haus, um in einem unbewachten Augenblick eine Handvoll Konfekt aus dem Wandschrank zu nehmen und mit dieser Mäscherei die alte Seele, deren Obhut die Kühe anvertraut waren, wieder zu versöhnen. Es war kein Wunder, daß von dieser Zeit an der Klee sehr häufig naß war, und daß die junge Frau infolgedessen sehr oft schelten und ebenso oft an den Wandschrank gehen mußte.

Sie wunderte sich im Stillen, daß die Priorin, die den Wandschrank als ihre eigene Domäne betrachtete, den Abgang des Konfektes gar nicht zu bemerken schien. Hätte sie nur ahnen können, mit wie lebhaftem Interesse und wie inniger Freude nicht nur Schwester Felizitas, sondern auch die Gubernatorin das Verschwinden jeder Moppe, jeder Printe, jedes Zuckerbrezelchens beobachteten!

„Wir dürfen uns gratulieren, cher frère,“ vertraute Frau v. Ödinghoven eines Tages ihrem Bruder an, „deine Ehe ist gesegnet, denn die Mergel hat schon ihre Gelüste. Sie ist das Backwerk scheffelweise.“

„Ihr müßt indulgence mit ihr haben,“ meinte Herr Salentin, „und ihr, wenn sie enfantillages macht, ein wenig durch die Finger sehen. Bei ihrem Zustande kann ihr jeder chagrin schaden.“

So kam es, daß man der jungen Frau mehr Freiheit verstattete und ihr unzählige kleinere und größere Verstöße gegen die Gepflogenheiten eines adligen Hauses durchgehen ließ. Sie hätte sich wirklich wohl fühlen können, wenn ihr

nicht immer wieder die traurige Erkenntnis gekommen wäre, daß ihre Umgebung ihr im Grunde genommen nach wie vor fremd blieb, und daß sie auf Haus Rottland keinen Menschen hatte, der sie verstand, und dem sie sich ohne Zurückhaltung mitteilen konnte. Aber da war niemand, der nicht mehr als vierzig Jahre älter gewesen wäre als sie selbst. Ihr Gatte, die beiden Schwägerinnen, der Knecht, die Mägde — alles Menschen, die auf dem Lebenswege schon abwärts wanderten, für die alles das, was ihr junges Herz bewegte, längst überwunden war, und die nicht zu begreifen vermochten, daß jemand unter ihnen lebte, der sich weder an den Friedensschluß zu Münster und Osnabrück, noch an das große Wasser vom Jahre einundsechzig erinnerte.

Etwa fünf Wochen nach der Hochzeit — man fuhr gerade den letzten Hafer ein — kam Mathias v. Ballandt auf den Hof geritten, um sich, wie er sagte, danach zu erkundigen, ob der Hagelschlag, der einige Tage vorher über Wachen-dorf niedergegangen war, auch auf der Rottländer Flur Schaden getan habe. Der Oheim war mit Gerhard und einigen Leuten aus dem Dorfe auf dem Felde; die beiden alten Damen kochten unter Billas Beihilfe in der Waschküche Apfelkraut, und Mergel, der man zu ihrer eigenen Verwunderung durchaus keine Arbeit gestatten wollte, spielte, auf der Haustreppe sitzend, mit den Hunden, als der Nefse aus dem Sattel sprang. Die junge Frau eilte ihm entgegen und begrüßte ihn mit ehrlicher Freude, denn sie hatte den immer lustigen Taugenichts, mit dem sich so gut plaudern ließ, und der an ihren bäuerischen Manieren so gar keinen Anstoß nahm, schon längst einmal herbeigewünscht.

Er band seinen flandrischen Rotstimmel am Brunnen an und fragte, als er vernahm, daß der Freiherr nicht daheim sei, nach mesdames. Mergel geleitete ihn in die Waschküche, aus deren Thür ihm schon ein süßlich-brenzlicher Brodem entgegenquoll. Den beiden alten Damen kam der Besuch ein wenig ungelegen. Ihr Groll gegen den jungen Edelmann war seit der Hochzeit versflohen, und Herr Mathias wäre ihnen an jedem anderen Tage herzlich willkommen gewesen; aber daß er gerade heute vorsprechen mußte, wo sie alle Hände voll zu tun hatten, das hätten sie ihm beinahe übel genommen. Ihre Tätigkeit fesselte sie an die Waschküche, denn das Kochende Apfelkraut durfte nicht einen Augenblick unbeaufsichtigt bleiben, und da sie bei der beschwerlichen Arbeit des Rührens alle paar Minuten einander ablösen mußten, so konnte sich keine von ihnen dem Gaste widmen.

Herr Mathias fand die Situation sehr belustigend, nahm auch der Priorin mit sanfter Gewalt das Rührholz aus den Händen und machte Miene, sich an dem Werke zu beteiligen. Aber das wollten die Damen unter keiner Bedingung zugeben, und sie bestanden darauf, daß er einstweilen ihrer Schwägerin Gesellschaft leiste und im Hause oder im Garten, wo es ihm beliebe, die Rückkehr ihres Bruders erwarte. Herr Salentin, so erklärten sie, müsse jeden Augenblick mit dem letzten Fuder auf den Hof gefahren kommen.

Der Nefse gab nach und verließ die Waschküche. Er zeigte Neigung, mit der jungen Tante in den verwilderten Garten zu gehen, wo eine laubenartig gezogene Esche, die von einer runden Bank umgeben war, ein lauschiges Ruheplätzchen bot. Aber Mergel hatte die dunkle Empfindung, daß es geratener sei, mit Mathias unter den Augen der Schwägerinnen zu bleiben, denn sie wußte schon, daß er nach Soldatenbrauch etwas zutäppisch war und in seinen Schuldigungen

leicht über das Maß hinausging, das ein Nefte seiner Tante darzubringen berechtigt ist. Und sie selbst fühlte sich nicht fähig, solche kleinen Übergriffe in die Rechte ihres Eheherrn mit dem nötigen Nachdruck zurückzuweisen. Hatte sie sich doch zu ihrem Schrecken schon einmal über dem Gedanken ertappt, daß es ihr leichter sein würde, Herrn Salentin eine gehorsame Nichte als eine gehorsame Gattin zu sein.

Herr v. Pallandt war dreist genug, ihr zu verstehen zu geben, daß er ihre Weigerung, mit ihm den Garten aufzusuchen, nicht gerade als eine Schmeichelei auffasse, und meinte, wenn es ihr lieber sei, so könne er ja auch dem Oheim entgegengehen. Sie antwortete nicht darauf, sondern wandte sich seinem Gaul zu, der mit dem langen Schweif unermüdlich nach den Fliegen schlug.

„Ihr habt ein schönes Roß,“ sagte sie, indem sie den Hals des Tieres klopfte, „es muß eine Lust sein, darauf zu reiten.“

„Haben Sie Lust, es einmal zu versuchen, madame ma tante?“ fragte er. Sie sah ihn überrascht an.

„Hab' noch nie im Sattel gesessen,“ bekannte sie.

„Alsdann ist es an der Zeit, daß Sie es lernen. Sie wären die erste v. Friemersheim, die nicht reiten könnte.“

Ihre Augen leuchteten vor Verlangen, das stolze Tier zu besteigen.

„Wie sollt' ich hinaufkommen?“ erwiderte sie zögernd. „Das Roß ist ja so hoch.“

„Wenn Sie weiter kein scrupule haben, chère tante!“ sagte er lachend. „Soll ich Sie hinaufheben?“

Sie sah ihn unschlüssig an und warf dann einen Blick nach der Tür der Waschküche. Da fühlte sie sich plötzlich von starken Armen emporgehoben und saß, ehe sie es noch recht begriff, auf dem breiten Rücken des Gauls.

Der Nefte legte ihr Gewand zurecht, schnallte den linken Bügel hoch und schob ihren Fuß hinein. Dann band er das Pferd los und gab ihr die Bügel in die Hand.

Sie hätte vor Wonne aufjauchzen mögen, aber die Furcht vor den Schwägerinnen verschloß ihr den Mund. Mathias faßte das Roß beim Kopf und führte es langsam um den Brunnen. Mergé konnte das Lachen nicht unterdrücken; die schaukelnde Bewegung kam ihr zu sonderbar vor.

„Sie haben eine gute tenue,“ bemerkte er anerkennend, „Sie sitzen nicht anders im Sattel wie eine princesse du sang.“

„Laßt doch einmal los,“ bat sie, durch sein Lob ermutigt, „ich muß doch auch allein reiten können.“

Er tat es und überließ das Pferd der Reiterin. Es ging vorwärts, näherte sich aber, da sie mit dem Bügel nicht recht umzugehen verstand, immer mehr der Waschküche. Sie versuchte es zurückzuhalten, das Tier jedoch, das eine stärkere Hand gewöhnt war, sprang zur Seite, strauchelte ein wenig und schlug mit den Eisen seiner mächtigen Hufe helle Funken aus dem Pflaster.

„Mon dieu, quelle étourderie!“ ließ sich in diesem Augenblick die Stimme der Gubernatorin vernehmen, „hat man so etwas schon erlebt! Mergé, würdest du nicht die complaisance haben und einmal herkommen?“

Der Neffe hatte sich schon der Zügel bemächtigt und ließ die junge Frau aus dem Sattel gleiten. Mißmutig über die Störung ihres unschuldigen Vergnügens begab sie sich in die Waschküche.

Als sie nach einer kleinen Weile zurückkam, war ihr Antlitz mit einem dunklen Rot übergossen.

„Mesdames haben wohl gescholten?“ fragte er teilnehmend.

„Ach nein, es war nicht gar so schlimm,“ erwiderte sie lachend, „die beiden Alten haben sich nur Sorge um mich gemacht — und es war ganz unnötig,“ setzte sie hinzu.

Er sah ihr ins Gesicht, daß sie den Blick zu Boden schlagen mußte, und lachte ebenfalls.

Am Abend jedoch, nachdem Herr v. Pallandt heingeritten war, nahm Frau v. Ödinghoven den Bruder beiseite und sagte mit bekümmertem Miene:

„Salentin, wir haben zu früh jubiliert. Es war eine illusion.“

„Was war eine illusion?“

„Das mit deiner épouse. Es ist noch nichts. Ich habe sie selbst gefragt.“

Von da an wurde auf Merges und die Heiterkeit ihres Gemüths nicht mehr so viel Rücksicht genommen, und Schwester Felizitas hielt es für geraten, den Schlüssel zum Wandschrank abzuziehen und in das Körbchen zu legen, worin sie ihr Brevier, ihr Schnupftuch und das Flakon mit dem Melissengeist aufbewahrte, dessen sie sich bei Schwächeanwandlungen als eines erprobten Stärkungsmittels zu bedienen pflegte.

Daß sie jetzt an häufiger als je zuvor zu diesem Stärkungsmittel greifen mußte, war Mergens Schuld. Die Nachsicht, die man bisher der jungen Frau gegenüber zu üben für nötig gehalten hatte, war dieser ein wenig zu Kopf gestiegen, und die strengere Zucht wollte ihr nun nicht recht gefallen. Sie lehnte sich in mehr oder minder scharfer Form gegen die Bevormundung durch die Schwägerinnen auf, es kam zu erregten Szenen, bei denen Tränen des Zornes und des Kummers vergossen wurden, und der arme Freiherr mußte beinahe jeden Tag Klagen anhören und Frieden stiften.

An einem Oktobermorgen — Herr Salentin war schon zeitig auf die Jagd gegangen — wurde Merges im Hause vermißt. Man suchte sie im Hof, im Garten und bei den Kühen, aber sie war und blieb verschwunden. Als die Priorin, die sich, von bösen Ahnungen erfüllt, am eifrigsten an der Suche beteiligte, am Pferdestall vorüberkam, wurde sie auf einen seltsamen Lärm aufmerksam, der sie veranlaßte, stehen zu bleiben und zu lauschen. Es hörte sich an, als ob jemand in kurzen aber regelmäßigen Zwischenräumen mit der Faust auf einen Tisch schlug, dazwischen mischten sich Flüche aus rauhen Kehlen und helles Lachen. Dieses Lachen machte, daß der guten geistlichen Dame das Blut in den Adern erstarrte, denn es konnte nur von Mergens Lippen kommen.

Mit einer Entschlossenheit, über die sie sich selbst wunderte, stieß die Priorin die Tür auf. Welch ein Anblick bot sich ihr dar! Die junge Schwägerin saß auf der Saferkiste und spielte mit Gerhard und zwei Dreschern aus dem Dorfe „Landsknecht“!

Der mater reverenda zitterten die Kniee, sie brachte keinen Laut über die Lippen. Aber sie fühlte sich wenigstens noch fähig, der Sünderin einen Blick

zuzuschleudern, von dem sie sich die Wirkung eines Bannstrahls versprach, und sie durch eine Kopfbewegung, die keinen Widerspruch aufkommen ließ, zum Mitgehen aufzufordern.

Die beiden Drescher drückten sich geräuschlos in die Scheune, der alte Gerhard griff nach dem Stallbesen und summtete, als habe er die Erscheinung in der Tür gar nicht bemerkt, das Leiblied seines Herrn vor sich hin, Mergel aber blieb noch eine kleine Weile auf der Kiste sitzen und versuchte, dem Basiliskenblick der Schwägerin standzuhalten. Aber das ging doch über ihre Kraft; sie warf die Karten weg, rutschte von ihrem Sitz, zerriß sich dabei an dem verrosteten Beschlage ihr Kleid und folgte, doppelt und dreifach gedemütigt, der Priorin ins Haus.

„Hier bringe ich unsere belle-soeur, liebe Netta“, sagte Schwester Felicitas triumphierend, „und ich wette, du kannst dir keine imagination machen, in welcher situation ich sie gefunden habe.“

„Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine von Friemersheim so die contenance verlieren könnte,“ bemerkte die Gubernatorin sehr ernst, nachdem sie den Bericht der Priorin kopfschüttelnd angehört hatte.

„Man muß sie bei einem jeu de hasard ertappen! Es ist unerhört!“ fuhr Schwester Felicitas fort. „Konnte sie, wenn sie désir nach einem petit jeu hatte, nicht zu uns kommen und uns zu einem jeu de commerce bitten, par exemple zu einer partie de l'hombre oder piquet?“

„Ich kann nur Landsknecht“, versuchte sich Mergel zu entschuldigen.

„Das ist ein peccables, ein sündhaftes Spiel, ma chère“, sagte die geistliche Dame streng.

„Und das Schlimmste ist, daß du es mit den domestiques gespielt hast“, setzte Frau v. Ödinghoven hinzu.

„Ach was!“ sagte die junge Frau trotzig, „der alte Gerhard und ich sind doch Verwandte. Seine Mutter und mein Großvater waren Geschwisterkinder.“

„Das ist ja eine charmante découverte, die du da gemacht hast!“ bemerkte die Gubernatorin. „Aber ich kann dir sagen, daß es weder Salentin noch uns agréable sein wird, wenn du sie an die große Glocke hängst.“

„Dummes Zeug!“ rief der Freiherr plötzlich aus dem Nebenzimmer, „Landsknecht ist nicht ärger als l'hombre, und wenn sie mit den domestiques ein jeu machen will, so hab' ich nichts dawider. Aber sie soll es nach Feierabend tun und mir die Leute nicht von der Arbeit abhalten. Und wenn der Gerhard ihr oncle ist, so soll er von nun an Sonntags mit am Tisch essen, denn Familie ist Familie, und Blut bleibt Blut, und das soll man nicht verleugnen.“

Die beiden alten Damen bekamen rote Köpfe und sagten kein Wort mehr. Sie waren über die Einmischung des Bruders empört. Was nützten alle ihre Bemühungen um Mergens Erziehung, wenn er in so törichter Weise ihre Absichten durchkreuzte?

Sie nahmen sich ernstlich vor, sich in Zukunft so wenig wie möglich um die junge Schwägerin zu kümmern. Mochte Salentin zusehen, wie er mit ihr fertig wurde, und wie er sich aus den Verlegenheiten zog, in die ihn ihre Unbedachtsamkeiten brachten! Ihnen — den Schwestern — durfte keiner eine Schuld beimessen. Sie hatten das Beste gewollt und sich der undankbaren Aufgabe, ein gutherziges, aber leichtsinniges und jeder ernstlichen Ermahnung unzugängliches Geschöpf zu

einem würdigen Mitgliede der Familie zu machen, mit wahrer Selbstverleugnung unterzogen.

Merge hatte also wieder einmal eine Zeitlang Ruhe. Man ließ sie gewähren, und sie freute sich der wiedererlangten Freiheit. Aber sie war von Haus aus an Arbeit gewöhnt, und der Müßiggang, zu dem sie sich verurteilt sah, wollte ihr auf die Dauer nicht munden. Sie sann darüber nach, wie sie sich im Hause hätte nützlich machen können. Da gab man ihr zu verstehen, daß man ihrer nicht bedurfte. In der Küche schaltete die Priorin, in den Wohnräumen die Gubernatorin, im Kuhstalle, wohin ihr Herz sie am meisten zog, die alte Magd. Ja, wenn es noch Frühling gewesen wäre! Dann hätte sie im Garten Ordnung schaffen können. Das wäre jetzt, wo der Winter vor der Tür stand, zwecklos gewesen.

Ihr Selbstgefühl widersetzte sich dagegen, daß man sie unbeachtet ließ. Sie klagte ihrem Gatten ihr Leid, der aber meinte, er könne ihr nicht helfen, sie müsse sich eben mit seinen Schwestern besser zu stellen suchen. Das könne doch nicht so schwer sein, da diese doch so viel älter und erfahrener wären als sie und ihr vom ersten Tage an Beweise ihres Wohlwollens gegeben hätten. Der gute Freiherr schien gar nicht zu begreifen, daß es gerade das Alter und die Erfahrung seiner Schwestern war, was die Klust, die sich zwischen ihnen und seiner jungen Frau aufgetan hatte, unüberbrückbar machte. Sie mußte immer wieder an den Pastor in Holzheim denken, der sie vor den „zwo alten Weibern zu Rottland“ gewarnt hatte. Wie genau hatte er vorausgesehen, was nun wirklich eingetreten war!

Sie kam sich einsam und verlassen vor, tausendmal einsamer als in dem bösen Kriegsjahre, wo sie mit ihren Kühen in dem Stollen gehaust hatte. Wenn nur wenigstens ab und zu einmal Besuch gekommen wäre! Nicht etwa Frau v. Syberg oder eine der anderen alten Damen, mit denen die Schwägerinnen gelegentlich verkehrten, sondern irgendeine junge Person, ganz gleich, welchen Standes und Geschlechts. Am liebsten freilich, das verhehlte sie sich nicht, hätte sie es gesehen, wenn Herr Mathias wieder einmal erschienen wäre, der sich seit jenem Septembertage nicht mehr hatte blicken lassen. Ob er gar nicht mehr an seinen alten Oheim dachte? Ob er krank war, oder ob er vielleicht, wie das seine Art sein sollte, einer Liebschaft nachging?

Auf die Dauer hielt sie den unerquicklichen Zustand, worin sie lebte, nicht aus. Sie entschloß sich, so schwer es ihr auch wurde, den ersten Schritt zur Versöhnung mit den beiden Alten zu tun. Aber es dauerte lange, bis sich eine Gelegenheit dazu fand.

Eines Abends, als die Priorin allein in dem gemeinsamen Wohngemache saß und ihr Brevier las, trat Merge, die sich bis dahin in der Gesindestube aufgehalten hatte, ein, blieb hinter dem Stuhle der geistlichen Dame stehen und schaute über deren Schulter hinweg in das kleine, vom langen Gebrauche recht abgegriffene Buch. Dabei seufzte sie ein paarmal tief auf.

Schwester Felicitas, die wirklich ein gutes Herz hatte, und die es nicht ertrug, einen Menschen ernstlich bekümmert zu wissen, wandte sich langsam nach der jungen Schwägerin um und schaute ihr in das blühende Antlitz.

„Nun, Merge, was gib't's?“ fragte sie teilnehmend. „Du stöhnst ja zum Erbarmen. Fühlst du dich malade?“

„Nein, Frau Priorin“, erwiderte die junge Frau stoßend, „ich dachte nur dran, wie schön es sein muß, so gelehrt zu sein wie Ihr und alles Geschriebene und Gedruckte lesen zu können.“

Die mater reverenda lächelte nachsichtig.

„Daß du nicht auch zu lesen und zu schreiben verstehst, ist deine Schuld, ma chère,“ sagte sie. „Hat Salentin nicht den Pastor um die complaisance gebeten, dir Lektionen zu erteilen? Nun? Aber eine gewisse Jungfer war zu commode, sich Mühe zu geben, und prätendierte, die Wissenschaften sollten ihr wie gebratene Tauben in den Mund fliegen.“

„Dazumal war ich auch noch dumm“, meinte Mergé.

„Aber jetzt bist du wohl gescheit?“

„Ach nein, gescheit noch lange nicht. Aber ich sehe doch bei Euch und Eurer Schwester, wozu es gut ist, wenn man lesen und schreiben kann.“

„So, so! Wenn dir diese Einsicht nur früher gekommen wäre!“

„Glaubt Ihr, daß es jetzt zu spät ist?“

„Zum Lernen ist es nie zu spät. Man muß nur mit application daran gehen.“

„Ach, Frau Priorin, wenn Ihr mich im Lesen, sonderlich aber im Schreiben unterweisen wolltet! Ich würde mir auch die größte Mühe geben.“

„Ich? Warum denn gerade ich?“ fragte Schwester Felicitas überrascht.

„Wenn man etwas lernen will, soll man sich immer zum besten Meister in die Lehre geben.“

Diesem Beweisgrunde vermochte die alte Dame nicht zu widerstehen. Sie gab der Schwägerin das Versprechen, sie mit der Kunst des Lesens und Schreibens vertraut zu machen. Da sie jedoch selbst von der Sache ein kleines Vergnügen haben wollte, nahm sie Mergé das Wort ab, ihre Studien vor aller Welt geheim zu halten und erst, wenn sie es bis zu einer gewissen Meisterschaft gebracht haben würde, Salentin und Frau v. Ödinghoven mit ihren Kenntnissen zu überraschen.

(Fortsetzung folgt)



Der Jüngling und das Weib

Eine moderne Parabel

Von Lothar Brieger-Wasservogel-Berlin



Ahu Nowas, Arabiens größter Dichter, dessen Lieder die Krieger zum Kampfe begeisterten und die Frauen zur Liebe, hatte sich, dem rosigem Lächeln des Lebens zum Trotz, eine überaus pessimistische und ironische Anschauung von Welt und Menschen zurecht gemacht. In seine feurigsten Lieder schlich sie sich ein, und oft genug endete ein selig begonnener Hymnus in schneidender Satire. Güte, Liebe, Treue galten dem Dichter selten für echt, meist hielt er sie für Deckmäntel häßlicher Gelüste.